

## **Erwiderung des Preisträgers Manfred Sack nach der Verleihung des BDA Preises Architekturkritik 1977**

### **Der Architekt entwirft, der Bewohner vollendet Über eine bisher fast unbekannt gebliebene Chance individualisierten Wohnens**

Im Protokoll der polizeilichen Vernehmung stellte der Vorgeladene den Münchner Vorgang so dar: „Man stellte mich der Frau Stadtrat vor, ich nahm neben ihr Platz, dann sprachen Frau Stadtrat und Herr Muhr, sodann ging ich nach vorne, spielte eine Schallplatte vom Maler Erich Brauer, die sich mit Architektur befasst („Glaubt nicht an das Winkelmaß“ und das „Rostauto“), sodann warf ich die beiden Eier, und zwar das schwarze auf einen quadratischen Lichtauslass an der Decke über mir (ich stand mit dem Gesicht zu den Sitzenden), das rote warf ich auf die Wand links neben mir. Das Werfen löste einen Schock unter den Zuschauern aus. Unter dem Eindruck des Schockes der Farbwerfung zog ich mich schnell aus.“

Selbstverständlich hatte Friedensreich Hundertwasser, um den es sich hier handelt, ein Motiv für seine unübliche Ausdrucksweise. Von den drei Architektur-Schichten, die den Menschen umgeben, so sagt er, sei nur noch die Haut auf seinem Körper in Ordnung; die Kleidung hingegen, mehr aber noch die Gebäude, seine dritte Haut, entsprächen überhaupt nicht mehr der Natur und den Bedürfnissen des Einzelmenschen. Er sagt: „Im Zuge der Vermassung der Gesellschaft wird dem einzelnen das Unangemessene aufgezwungen.“

Der Münchner Auftritt war nach der Verkündung des Architektur-Verschimmelungs-Manifests in Wien die zweite Nacktrede des Malers. Diesmal verfluchte er nicht den rechten Winkel, sondern kritisierte die Selbstherrlichkeit der Architekten. Aber er machte sie damit auf eine Idee aufmerksam, auf die Möglichkeit, das so gern für unvereinbar mit der Baukunst, mit dem Gewissen Gehaltene endlich miteinander zu verbrüdern, nämlich die Architektur und das Leben, und zwar eine allgemeine, typenhafte Architektur mit dem individuellen Leben, dem darin sich auszubreiten und darzustellen erlaubt wäre. „Jeder Architekt“, sagte Hundertwasser in seinem damals vorgelesenen Manifest „für individuelle Bauveränderung“, „hat die heilige Pflicht zu sagen, dass das, was er da hingestellt hat, noch lange nicht alles ist. Dass es erst ein elendiges Gerippe ist, das die Bewohner erst umgestalten müssen...“ Und schließlich: „Seine (des Architekten) Pflicht ist nur die eine: Das Gerippe stark genug und variabel genug zu machen, so dass bauliche Teilveränderungen durchführbar sind.“

Hundertwassers Schockbehandlung ist jetzt fast auf den Tag genau neun Jahre her, doch von seinem Aufruf, seiner Idee, ist so gut wie nichts geblieben. Der Knalleffekt war zu rasch verhallt. Von ein paar Erwähnungen hier und einem mehr ungewollten, rein zufälligen, selten gewollten Beispiel dort, haben sie alle den Ball an sich vorüberrollen lassen, statt ihn endlich einmal zu packen und damit ein paar Tore zu schießen die Gefahr eingeschlossen, daneben zu treffen: die Architekten, die Bauherren, Bauträger, Stadtplaner, Gesetzgeber. Stattdessen haben sich viele von ihnen auf den Irrweg der Partizipation begeben, aus dem sie nun mehr oder weniger verwundet zurückfinden. Sie hatten sich beflügeln lassen und von dem ehrlichen, aber naiv gesteigerten Wunsch, vorhandene oder künftige Bewohner zu fragen, wie sie es denn am liebsten hätten. Nichts schien klarer als das, bis die Erfahrungen alle Hoffnungen korrigierten, nämlich dass die Gefragten entweder gar nicht, oder verstört oder phantastisch antworteten und in Ermangelung eigener Erfahrungen und Vorstellungen in Wunschträume auswichen. Es waren eine ganze Menge Leute vom Bau, die sich, wie es ein junger hannoverscher Planer umschrieb, benommen haben wie ein Chirurg, der, das Skalpell zwischen den Fingern wendend, den halb Narkotisierten fragt, wie er denn das Messer geführt und den Schnitt gelegt wünsche und ob er mit Draht oder Seide zugenäht werden wolle.

Am Ziel der Architektur hatte sich prinzipiell nichts geändert: fix und fertige Wohnungen, Häuser, Umgebungen; nur wollte man, dass diese nicht nur immobilien, sondern auch unveränderbaren Behausungen einer Vielzahl von anonymen Bewohnern fromme: Es sollte ihnen gefallen, deshalb wurden sie befragt. Jedoch, hier geht es um eine ganz andere Art der Beteiligung, bei der die Mitbestimmung erst viel später einsetzt, dann, wenn das Haus fertig ist und nun vollendet werden kann, während es benutzt wird.

Wenn dieses Miteinander funktionieren soll, müssen deshalb die Rollen von vornherein geklärt sein: Hier der Fachmann Architekt, der vermöge seines Sachverständes, seiner Einfallskraft und seiner hoffentlich sehr aufmerksam erfahrenen Erfahrungen weiß, wie er ein Gebäude in der besten Weise zu entwerfen hat; dort der Bewohner, der auf die Möglichkeit hofft, sich darin auf seine Weise einrichten zu können, sei es, weil ihm das Spaß macht, sei es, weil die Umstände seines Lebens es verlangen. Keine Architektur lässt sich abfragen, sie lässt sich auch nicht durch noch so ergiebige Daten addieren, sie muss erfunden werden wenn nur dabei Bescheidenheit geübt wird (jedenfalls hier; bei einem SAS-Hotel wie dem in Kopenhagen ist das etwas anderes). Bisher ist solche Architektur, wie einige Beispiele zeigen, mehr aus Zufall als aus Vorsatz zustande gekommen.

Als ich Hundertwasser in seiner Casa de Maria, einem schönen Palazzo auf der Insel Guidecca in Venedig fragte, wie er sich denn eine solche unverabredete Zusammenarbeit von Architekten und Bewohnern vorstelle, machte er einen Spaziergang mit mir. Wir gingen über die Insel und fanden, gleich hinter seinem fabelhaften Palast, die Modelle seiner Idee stehen. Sie gehören zu einer Arbeitersiedlung aus dreistöckigen, flach gedeckten Mietshäusern aus den dreißiger oder vierziger Jahren, deren Charakteristikum nicht der verwitterte gelbliche Putz war, auch nicht die Viereckigkeit der länglichen, stur gegliederten Blocks, sondern eine Architektur-Zutat. Es waren die geräumigen Loggien, die zu jeder Wohnung gehörten. Sie offenbarten einen ganz unerwarteten Reichtum an persönlichen Einfällen, die die Mieter im Umgang mit dieser „Lücke“ in der Fassade hervorgebracht hatten. Die Bescheidenheit, ja die Ärmlichkeit der Architektur bekam plötzlich Glanz durch lauter individuelle Aperçus. Keine Loggia glich der anderen. Die einen hatten sie gelassen, wie sie war, Sitzplatz oder Rumpelkammer oder Wäschetrockenplatz; andere hatten die Wände gestrichen, meist hellblau oder weiß, und hatten davor Rohrsessel und Oleander arrangiert; ein dritter hatte seine Loggia zugemauert, um einen Raum zu gewinnen; wieder andere haben sie, von Holz- oder Stahlsprossen eingefasst, teils halb, teils ganz verglast. Dahinter wucherten tropische Gärten, hingen Papageien in Käfigen, saßen Frauen wie in Wintergärten, wurde jedenfalls auf jedes Mal andere Weise gewohnt. Mir fallen dazu auch aus Spanien Balkons ein von nicht einmal ausladender Beschaffenheit, die entweder offen geblieben oder in Erker voller Anmut und Strenge verwandelt worden waren. Interessant war hier, dass sich alle Veränderer an Prinzipielles gehalten hatten: an die Farben Weiß und Grün.

Das ist nicht unwichtig zu notieren. Was hier wie anderswo ins Auge fällt, ist dies: je mehr Freiheit zu Veränderungen geblieben war, desto seltener waren chaotische Äußerungen. Die heftigsten Geschmacksverirrungen pressten sich da ans Licht, wo die Lücken für persönliche Gestaltungsäußerungen am kleinsten oder eigentlich gar nicht erlaubt sind. Dies beschäftigt mich immer wieder: die unbewusste Respektierung des verbindlichen, alles zusammenfassenden Rahmens der „Architektur“. Offensichtlich existiert ein unverbrieftes Obereinkommen, nur bestimmte Farben, Materialien, Formen zu benutzen, um die der Allgemeinheit vorbehaltenen, also nicht beeinflussbaren Teile eines Bauwerks nicht zu stören. Vielleicht weil die fixierte Umgebung bei den eigenen Änderungs- oder Gestaltungsbemühungen reflektiert wird. Ein Beispiel dafür fand ich in Dessau-Törten, einer Reihenhaussiedlung von überraschender Dauerhaftigkeit und Anmut, von Gropius Ende der zwanziger Jahre mit finanzieller Hilfe der „Reichsforschungsanstalt für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen“ gebaut. Es ist auch der erste Versuch gewesen, Häuser wie Autos zu bauen, maschinell, schnell, preiswert. Wer heute den Rapport nachliest, staunt über mancherlei, etwa über die Selbstverständlichkeit, mit der der Sand- und Kiesboden aus den Fundamentgruben für die Betonproduktion in einer Art Feldfabrik verwendet wurde; man staunt auch über die Konzeption „fließbandartiger Vorgänge“, der leichten Montierbarkeit und der Strategie nach einem genauen Zeitplan. Aber nicht das ist hier interessant, sondern die vermutlich gar nicht gewollte, aber von den Bewohnern alsbald erkannte Flexibilität der vorgefertigten Architektur. Genauer: der Lücken, die sie aus rein formalen Gründen gelassen hatte.

Diese Reihenhäuser waren nicht nur inwendig geschickt und praktisch gegliedert etwas, über das man die Hausfrauen dort auch nach fast fünfzig Jahren noch jubeln hört. Sie waren auch geschickt in ihrer Aneinanderreihung; sie war einfach und ließ viele Deutungen zu, ohne dass sie durch Veränderungen irgendwie ästhetischen Schaden genommen hätte.

Jedes dieser Reihenhäuser besteht aus einem eingeschossigen Teil mit Eingang und Stall (oder Abstell- oder Geräteraum) und einem zweigeschossigen Teil. Die Häuser reihen sich jeweils spiegelbildlich, so dass sich ein Bild wie eine Zinne ergibt: niedrig-hoch/hoch-niedrig und so weiter. Das enthielt von vornherein den Hinweis auch wenn er erst erkannt wurde, als Platznot ausbrach, dass sich genau diese „Lücke“ über dem einstöckigen Eingangsbau füllen ließe.

Die Häuser schrumpften sich größer (Beseitigung nicht tragender Zwischenwände innen) oder wuchsen Anbauten mit den Bedürfnissen ihrer jeweiligen Besitzer oder Bewohner: Dachterrassen blieben, was sie waren, bekamen Geländer aus Eisensprossen, Holz, Glas, Mauerwerk; sie wurden zugemauert und enthielten ein nun dazu gewonnenes Zimmer; hatten kleine Fenster, hatten Fensterbänder; manchmal hat nur einer aufgestockt, der Nachbar nicht. Dazu mischten sich: verschiedenfarbiger Putz; alte und erneuerte, gebeizte und gestrichene, einfarbige und heftig gestreifte Türen.

Zwar waren das auch (unbewusste oder gewollte) Korrekturen am Konzept des Architekten, indem der „nackte und aus innerem Gesetz strahlende klare organische Bauleib“ angestrichen oder mit rauem Putz beworfen wurde, seine Fenster vergrößert, verkleinert, versetzt, mit anderen Rahmen gefasst wurden, Eigentümlich aber ist bei dem bisherigen und ja natürlicherweise unvollendeten Prozess, dass diese Häuser-Reihen trotz alledem ein bemerkenswert geschlossenes, homogenes, sogar unerwartet heiteres Bild bieten. Keine Änderung erdreistet sich, das formale Konzept des Architekten

aus dem Lot zu kippen oder den Zusammenhalt zu stören. Am Ende kennt diese Siedlung nur Sieger: den Architekten, dessen Architektur den sicheren, festen Rahmen, die ästhetische Grundstruktur behauptet und jeder Bewohner mit seinen individuellen Zutaten, seien sie aus Notwendigkeit oder Spielerei, aus Baulust oder Spaß am Vorzeigen oder aus dem Drang entstanden, sich sein Haus durch eigene Gestaltung überhaupt erst richtig anzueignen.

Verwandte Beispiele sind Reihenhäuser, wie ich sie in Bremen gesehen habe, ein ungemein plausibler Typ, zwei oder drei Stockwerke hoch. Vorn, zur Straße hin, sind sie der öffentlichen Ordnung unterworfen, sind gleich breit, gleich hoch, prinzipiell gleich gegliedert, wenn auch unterschiedlich mit Dekor versehen. Hinten aber, wo die Gärten sich ausstrecken, entfalten diese an der Straße so ordentlich exerzierenden Häuser ihre bisweilen exotischen Triebe und Blüten: kurze, breite, schmale oder lang in die Gärten ausgreifende Anbauten, einstöckig, zweistöckig, gerade, verwinkelt; Dachgärten, Veranden, Ateliers, Werkstattgehäuse, Bastelstuben, Gartengeräte-schuppen, Gewächshäuser (wie übrigens so ähnlich alles auch in Dessau-Törten). Zusammen aber bilden sie eine „Ordnung“, die sie zusammenhält; sie wirken wie aus einem Guss ein Thema mit Variationen, mehr noch, mit Improvisationen.

Einen ähnlich imponierenden Fall fand ich in einem alten Heft des „Baumeister“. Es handelt sich um eine Siedlung in Athen, die zwanzig Jahre später wieder in Augenschein genommen wurde: sie hatte sich erstaunlich verändert, aber sie war die gleiche geblieben. Der Beobachter berichtet: „Die Architektur ist von den Bewohnern, mit oder ohne Genehmigung, geändert, korrigiert und ergänzt worden, mit Umbauten, Anbauten, Veränderungen, die diese auf eigene Kosten und Initiative vorgenommen haben.“ Und: „Zu der ursprünglichen spartanischen Strenge und Ordnung der Architektur von Aris Konstantinides sind die Poesie, die Menschlichkeit und die Vernunft der einfachen Arbeiter dazugekommen. Das Resultat ist eine Architektur mit fließenden Grenzen zwischen dem, was der Architekt, und dem, was der Bewohner ‚gebaut‘ hat.“

Ein Dialog hat also stattgefunden zwischen dem Architekten und den Bewohnern, die er nicht kannte sie praktizierten die womöglich einzige ersprießliche Art von „Kommunikation“, und sie hat sich, was wohl wichtig ist, ohne Talkmaster oder Souffleur oder irgendeinen Zaubermeister zugetragen. Der gebaute Rahmen ist klar und selbstbewusst, er provozierte aber auch vielleicht durch seine Kargheit und die Strenge die Lust der Bewohner, sich zum Ausdruck zu bringen oder einfach ihre Chancen wahrzunehmen. Einer von ihnen sagte es so: „Das ist mein Haus. Ich kann damit machen, was ich will. Als ich einzog, sah es aus wie eine Kaserne. Jetzt sieht es schön aus.“ „Schön“ wurden diese „Häuser im Haus“ durch Farben, viele umgebaute, auch verglaste Balkone. Die Mieter haben sich ihr ganzes Viertel „zurechtgewohnt“: Spielplätze entstanden wie und wo sie sich durch die Kinder bildeten; die Ladenfront wurde, weil es sich allmählich als vernünftiger erwies, nach außen zur Straße gekehrt.

Fast zögert man noch zu glauben, dass die Stadt Hannover gerade eben in einem Wettbewerb für „individuelle Reihenhäuser“ verlangt hat, dass verschiedene Typenentwürfe untereinander kombinierbar seien, „so dass eine Art ‚Entwurfsbaukastensystem‘ entsteht“, dass aber auch „Vorratsflächen“ zwischen den Reihenhäusern vorgesehen werden.

Denn Wohnen ist ja keine messbare und ein für allemal strikt kalkulierbare Handlung, sondern ein wechsellvoller, dynamischer Vorgang, dem Harmonie und Konflikt mit meist sehr unerwarteten Folgen innewohnen: heiraten, scheiden, Kinder kriegen, Kinder verlieren, Großeltern aufnehmen, ein Hund, ein Kanarienvogel, eine Katze, ein Untermieter, jemand stirbt, Interessen ändern sich, verlangen plötzlich Platz, stören, finden Nachahmer, das Gefüge der Nachbarschaft verschiebt sich. Das so eloquent beschworene Verhältnis zwischen dem Architekten und seinem Klienten, dem ein Haus mit allen biologischen und psychologischen und baukünstlerischen Finessen „auf den Leib geschneidert“ werden soll, das Idealbild eines funktionalistischen schönen Bauwerks das ist ja doch eigentlich nichts weiter als eine hinreißende Fiktion. Nicht nur leben wir meistens in fremden oder ganz anders gewollten oder anonymen Häusern, sondern auch in Städten, die gar nicht für uns gemacht sind, und die wir uns deshalb andauernd neu zurechtmachen müssen.

Wenn das nur ein bisschen einfacher wäre. In der Stadt, an der sich meist von vornherein lauter Fachleute zu schaffen machen, geht es leichter als in Wohnhäusern, nicht nur, weil die Besitzverhältnisse (und das Mietrecht) dagegen stehen, sondern weil „der Laie“ es verlernt hat. Was die lange Unterdrückung seiner Kreativität angerichtet hat, zeigt sich doch am ernüchterndsten da, wo Hundertwasser „die einzigen freien Gebäude, die wir haben“, vermutet, in den Schrebergärten. Irrtum: wo Gesetze und Bestimmungen und Richtlinien und Ordnungen das Leben bis ins Detail regeln, die Sicherheitsvorschriften jede Eskapade verabscheuen und uns sogar das Wagnis verbieten; wo Bauordnungen und selbst Bebauungspläne gierig bis nach Einzelheiten langen; wo sogar „Nutzungen“

ein für allemal in einem momentan gewünschten Zustand verewigt werden da bleibt alles, wie es ist, gleich, gleichmäßig, gleichartig, in Reih und Glied, langweilig und phantasietötend.

So sind ja die modernen Schrebergärten bloß die in die Freizeit übertragenen Ordnungsvorstellungen der Nachkriegs-Siedlungsplanung. Und obwohl die strengen Kleingärtnervereins-Satzungen es zulassen, eine Hütte anzustreichen oder irgendwie zu schmücken, unterbleibt es: Weil es offenbar der Ehrgeiz aller geworden ist, wie alle zu sein, sich zu verbergen, nicht anzuecken. Die schönen bunten, grotesken, verschmökten, rührenden, vor Phantasie schreienden und pittoresken Lauben nach Altväterart entstammen ja eben der Altväterzeit, deren Gewohnheiten und Rechte verlernt worden sind. Es kommt schon gar niemand mehr von selber auf die Idee, kreativ zu sein und sich seine Individualität zu holen: Das Bedürfnis ist verschüttet.

Deshalb wäre es zynisch zu sagen: Nun lasst doch die Leute machen! Sie machen es nicht, oder sie machen es auf grässliche und dann auch störende Weise. Unter ihnen existiert kein ästhetischer Konsensus mehr, weil er ihnen beharrlich ausgetrieben worden ist und weil es ihnen abgenommen wurde, nicht zuletzt durch die Architekten. Waren die Baumeister ehemals eine Luxuseinrichtung feudaler Herrschaften, nur verwendet beim Ausdenken von Kirchen und Schlössern, also mehr von Demonstrations- als Nutz-Objekten, so sind sie heute exklusiv für fast jede Hütte zuständig (auch die Schrebergartenhäuschen übrigens, wie schrecklich sie auch sind, sind Produkte von Architekten). Und weiter: seit das vermaledeite 19. Jahrhundert, genauer: seit die Kunstgeschichte sich, wie Otto Wagner das so wütend beklagte, „in den Köpfen der Menschen festgesetzt“ hat und die Zeichen der Gegenwart nicht einlässt, seitdem ist die historische Kontinuität des Bauens verloren gegangen. Zur Verfügung stand ja auf einmal alles, jeder Stil, jedes Material, es gibt keine Transport- und keine Konstruktionsprobleme, man kann überall und jederzeit bauen. Wo aber nicht mehr ein Stil oder sagen wir besser: eine sich aus den lokalen Gegebenheiten entwickelte Gewohnheit herrscht, sondern man sich in einem Stilgemenge etwas aussuchen kann, da weiß niemand mehr, was „richtig“ ist und „schön“ und „gut“. Der Bürger braucht den Fachmann. Das zu ändern wäre vielleicht möglich durch die skizzierte Art von Architektur, eine Aufgabe gleichermaßen für drei Gruppen: für die Bauherren oder Bauträger wahrscheinlich die Stupidesten, weil sie um die Beschädigungen ihres Eigentums fürchten und das Mietrecht zum Verbündeten haben; die Politiker die jetzt wenigstens in den Großstädten gezwungen sind, umzudenken, wenn sie verhindern wollen, dass immer mehr Städter ihre sortierten, unveränderbaren, starren Wohnungsschachteln mit weniger gemütsarmen Wohnstätten im Umland vertauschen; die Architekten endlich sie sind die einzigen, die imstande wären, diese „freie“, Freiheiten erlaubende Architektur zu denken, zu entwerfen. Sie können, wie ich in einem Aufsatz über „offene Planung“ las, „eine im Sinne der Bewohner außerordentlich nützliche Arbeit leisten. Die Tradition der Selbsthilfe kann auf der Basis gemeinsamen Planens und Bauens in der Gruppe wieder wirksam werden und von mitarbeitenden Architekten koordinierend unterstützt werden.“

Deutlicher sagte es noch Lucius Burckhardt in einem unauffälligen und deshalb wohl auch kaum aufgefallenen Buch mit dem Titel „Bauen ein Prozess“:

„Primärarchitektur diese, bisher als die Architektur selbst betrachtet, hat mehr oder weniger leicht veränderliche Teile. Frei für eine Entwicklung auf Zeit sind nicht tragende Innenwände, Innenausbau, Möblierung, Einrichtung und Bepflanzung der Balkone und Loggien, des Dachgartens und vor allem der Freiräume. Hier überall ist ein Minimum an Festem zu schaffen, aber ein Maximum an Möglichkeiten, das den Bewohner aktiviert. Der bisherige Perfektionismus, der den Bewohner zur Untätigkeit verurteilt hat, muss von Grund auf revidiert werden, insofern sie durch den Bewohner behebbar sind.“

Aber, das ist wichtig dabei: das, was Hundertwasser das „Gerippe“ nennt, muss fest und klar erkennbar, muss prägend sein, wie beispielsweise die Kruppsiedlung Margarethenhöhe ein Gepräge hat, besser: ein Bild, eine Identität. Niemand muss sich nackt ausziehen und mit bunten Eiern werfen, um das zu verlangen: Spielraum für Leben.